

Vor der Stadt

Felix Bühner

1. Die Nacht brach herein. Im Flackerschein des Feuers wirkte Galims Blick auf einmal stumpf. Ich achtete nicht weiter auf ihn, machte mich daran den Rest Fladenbrot zu kauen und schaute in die Tiefe des Himmels. Der Mond war nicht grösser als die Kuppe meines Fingernagels. Sternschnuppen fielen aus der Schwärze. Da: schon wieder, scheinbar ganz nah. Weit oben zog ein Flugzeug als Blinkspur seine Bahn. Was sich vor drei Nächten oder drei Wochen zugetragen hatte, war gleich weit weg. Allmählich erloschen die Flammen des Feuers. Galim wünschte mir gute Nachtruhe und verschwand in seinem Zelt. Ich leerte noch den Blechbecher Minztee. Dann zog auch ich die weißstaubigen Schuhe aus und kroch in mein Zelt.

Im Innern entledigte ich mich der Tageskleider, schlüpfte in den Schlafsack und löschte die Taschenlampe. Männer, die draußen das Lager bewachten, riefen sich in Abständen ein langgezogenes Wort zu. Ich lag auf dem Rücken und starrte ins Dunkel. Es war Zeit für mein Ritual. Ich versetzte mich mit einem Kribbeln, das in der Kontrolle meiner Kräfte besteht, in einen Zustand des Unwissens. Bald wusste ich nicht mehr, wo ich war, wie

ich hierhergekommen und warum ich hier war. So wurde das Warten vor der Stadt erträglich. Als Unwissender durchströmte mich jeweils kalte Freude, sobald von draußen irgendwelche Geräusche an mich herandrangen. Alles war neu, seltsam, packend. Und damit stachelte ich meine Entmutigung zur Geduld auf. Draußen schlug noch jemand Zeltpflocke in den steinigen Boden und handierte mit metallenen Zeltstangen. Vom Lager her hörte ich Scheppern von Blechgeschirr, Brummen von Generatoren, Kindergequengel und Hundegebell. Alle diese für mich neuartigen Geräusche breiteten sich als Bewegungen um mich aus, auf der Innenseite der Zeltplanen, auf dem Boden, den Beinen, unterm Rücken und im Nacken. Von jetzt an wollte ich der Verlockung des Einschlafens nicht mehr nachgeben. Ich verteidigte mein Unwissen. Dann war da das Gelächter einer Männerstimme. Es kollerte der Außenseite der Stadtmauer entlang, kam immer näher, bis es neben mir losging. Mit dem Schrecken eines Schelms merkte ich, wie niemand anders als ich, ich selbst es war, der da anhaltend lachte. Ich versicherte mich dessen, indem ich die Hand vor den Mund schlug und auf diese Weise den Lachanfall erstickte.

„Die Mauer!“, sagte ich zu mir selbst, „das Warten!“ Im Nachsummen meiner Worte meinte ich, die Stimme einer Frau zu hören, obgleich ihre Worte bald aufhörten und nur die Laute sich fortsetzten. Dann war es still wie eine stehengebliebene Uhr. Mir wurde heiß. Ich griff mir an die Stirn. Fieberflimmern stieg in mir hoch und legte sich auf Brust und Gesicht. Mein Herz schlug bis in den Hals. Ein Gefühl der Enge. Aber da war noch etwas Anderes, nichts Körperliches. Es wühlte in mir, machte mir Angst, drängte sich hoch und nahm mir den Atem. „Was

ist das?“, schrie ich. In diesem Moment erblickte ich das Gemäuer der Stadt unmittelbar um mich herum. Es war überdeutlich, wie beleuchtet. Die Mauersteine standen zum Greifen nah, sodass ich mit Fieberhänden an der Mauer zu wühlen begann. Ich schürfte mir die Fingerkuppen wund. Die Steine gaben nach. Ich trieb einen Tunnel durch die Mauer, hinein in die Stadt. Ich wühlte und schürfte. Unversehens drehte sich die Mauer. Ihre Türme wanderten über meinen Kopf hinweg. Ich gelangte hinter die Mauer, auf einen Hof, der sich inmitten von halbhohen Häusern befand. Kein Mond, keine Laternen, doch Licht genug. Die Wachen der Stadt bemerkten mich nicht. Bemerkten nichts. Alles war still. Ich war auf der Hut. Wenn sie mich erwischten, würden sie mich aufbrechen wie ein Schalentier. Sie hatten Zeit, viel Zeit. Und sie hatten die Macht, mich zu brechen, sodass ich mich ekeln würde vor mir selbst. Vor mir und meiner Gebrochenheit. Ich durchschritt ein Zwischenhaus, um mich nun auf einem weiteren Hofgeviert zu befinden. Hier stand eine Leiter, eine Leiter über die Hofmauer. Da! Was ist das? Geknirsche! Getrampel! Schritte über Kies und Pflaster. Da! Gerassel von Ketten. Schnell und leise – jetzt! Die Leiter ist da. Ich klettere hinauf. Mein Atem stockt. Mehr Luft. Ich bin leicht. Von hier aus auf das nächste Dach. Leise, jetzt durch diesen Garten auf die Straße und durch das Gekrümme der Gassen in die Stadt. Endlich! Unter mir das Geschiebe von Dächern und Giebeln, die Schlingungen von Häuserzeilen, Straßen und Gassen. Die Stadt als gigantisches Gehirn. Keine Spur von Wächtern. Vorsichtig auf das Dach da unten. Wo bin ich sicher? Ich fange an zu laufen. Mein Rücken: eine Zielscheibe für Kugeln? Ich schlage Haken. Schaue mich um, nichts, lau-

fe weiter, schaue mich wieder um, nichts. Ich bleibe stehen. Minuten der Stille. Zwei Minuten oder drei. Ich beginne die Herzschläge zu zählen. Ich schaue nach oben. Und da entdecke ich sie. Sie stehen als Silhouetten vor dem Nachthimmel! Ich renne. Schwitze aus allen Poren. Schnappe nach Luft. Und plötzlich schießen Flutlichter durch die Straßen, über die Dächer. Ein Kugelblitz. Alles hell, schmerzhaft hell. Ich renne, renne weiter. Niemand schießt. Niemand verfolgt mich. Keine Warnrufe. Keine Kommandos. Ich verlangsame die Schritte, ich torkle, drehe mich um. Stehe still. Nichts geschieht. Stehe im Licht der Scheinwerfer. Ich warte. Und mir wird bewusst: Alles war umsonst.

2. Das Lager vor der Stadt erschien mir als Ansammlung von Zelten, Wellblechhütten, Holzverschlägen, Buden aus Papp- und Plastikresten sowie Fahrzeugen. Dazwischen Sandwege, auf denen Kinder umherstrolchten und Gewehrträger patrouillierten. Der Staub, vom Wind aufgewirbelt, schien sich unterschiedslos auf alles zu legen. Bisher hatte ich das Lager

Nach wenigen Schritten traten wir hinein ins Halbdunkel einer Hütte, wo uns ein Geruch von Moder und Urin entgegenslug. Galim ließ sich nichts anmerken, auch nicht als eine junge Frau auf ihn zustürmte, auf ihn einredete und mit den Händen fuchtelte. Die Einrichtung bestand aus Brettern auf Kisten, leeren Dosen als Behälter und Tütenplastik als Bodenabdeckung. Vor den Steinen einer Feuerstelle lag ein Bündel. Galim kniete nieder und drehte es vorsichtig zu sich. Unter den Tüchern kam ein Gesicht zum Vorschein. Er fühlte dem Kleinkind den

Puls und sagte: „Immer noch Fieber!“ Aus seiner Tasche kramte er ein Pulver hervor und flößte es dem Kind mit Wasser ein. Die Frau bedankte sich überschwänglich in einer mir fremden Sprache.

Wieder draußen, spürte ich plötzlich einen Stich im Nacken. Ich drehte mich um und sah, wie Kinder mit kleinen Steinen nach uns warfen. Hämisch lachten sie zwischen Zelten hervor und streckten mir die Zunge heraus. «Ruhig bleiben!», mahnte Galim und zog mich weiter. Wir folgten einem engen Sandpfad, auf dem uns bald zwei Mädchen entgegenkamen: aneinandergeschmiegt, die Köpfe Wange an Wange, jedes die freie Hand mit einem Autotürgriff am Ohr, jedes für sich vertieft in das gemeinsame Telefongespräch. Wir ließen die beiden Telefonmädchen an uns vorbei. Als wir weitergingen, spähte ich durch Ritzen und Reißlöcher in Behausungen hinein. Ich sah den und jenen Stehenden oder Sitzenden, Gestalten, die sich am Boden bewegten oder nur dalagen, auch Paare und Familien. In einem Giebelzelt etwas abseits befanden sich die Latrinen.

Die Frauen einer Familie, mit verhüllter Großmutter und Säugling, empfingen uns vor einem Zelt in der Nähe. Die Begrüßung war knapp, und wir eilten hinein. Zugedeckt lag jemand am Boden. Ich presste mir ein Taschentuch vor die Nase. Galim verscheuchte einige Fliegen, tastete nach dem Hals des Kranken und hielt ihm gleichzeitig einen kleinen Spiegel vor Nase und Mund. Mehrere Augenpaare starrten Galim aus einer wächsernen Stille an. Dann hörte ich ihn zählen. Nach einer Weile hörte er damit auf. Er fuhr herum und sagte: „*Il est mort!*“ Sogleich brach unter den Frauen ein Klagegeheul los, und wir verließen langsam und gebückt das Zelt.

Galim untersuchte die eiternden Augen einer Greisin, säuberte Fleischwunden von Jugendlichen und wechselte Verbände. Erstaunlich waren seine Handbewegungen, als wären sie einem Artisten zu eigen. Und er hörte den Kranken und Verwundeten zu, interessierte sich für ihre Berichte, egal in welcher Sprache sie ihm ihr Leid klagten. Da wir insgesamt nur wenige Männer antrafen, erklärte mir Galim, die meisten würden bis weit in den Nachmittag hinein ihren Dattelschnapsrausch ausschlafen.

Inmitten von Wohnmobilen, Pavillons sowie einigen Bauten aus Steinplatten gab es eine Grundwasserzapfstelle mit Pumpe, die ein Gewehrträger und sein Schäferhund bewachten. Die Leute hier mussten ihr Trink- und Brauchwasser also nicht beim entfernten Brunnen holen. Ein Junge drehte gerade den Hahn auf, um einen Eimer zu füllen. Der Wasserstrahl war stark und weiß. Galim grüßte nach allen Seiten, und wir wurden in einen hellen Pavillon hineingebeten, wo uns eine gewisse Madame Mireille ihren Ehemann vorstellte und uns mit gepflegter Hand ein Glas Pernod reichte.

„Santé!“

Madame Mireilles Gatte verschonte uns mit Fragen nach Herkunft und Wartedauer vor der Stadt. Stattdessen erzählte er in Französisch, wie er seine Frau und die beiden Töchter in einem *Citroën Sahara* hierhergeführt und auf der Flucht immer wieder seiner Familie die Schlächter vom Hals gekauft habe. Die Mörder hätten ihm selber jeweils freies Geleit angeboten und ihn gleichzeitig verlacht, weil er seine Frau und die Töchter trotz ihrer Abstammung nicht dem Tod habe überlassen wollen. Wir hörten zu und nickten. Dann erwähnte Madame Mireille

die Gesänge, die manchmal aus der Stadt vernehmbar seien, und die unregelmäßige Versorgung mit Lebensmitteln durch die Lastwagen.

In diesem Lagerabschnitt sah ich erstmals Ställe mit Ziegen und Schafen, sogar einen Verschlag mit zwei Eseln. Überall waren Hunde an Ketten. An Marktständen wurden hier nicht nur Datteln, Bananen, Tomaten, Zwiebeln, Fladenbrot, Trockenfleisch, Schnaps und Streichhölzer feilgeboten, sondern auch gedörrte Heuschrecken, Pfefferschoten, Sandalen aus Plastik sowie Brennholz und Benzin in Kanistern. Neben den Markttischen saßen meist in Tücher gehüllte Greise.

Im Vorübergehen raunte mir Galim zu: „Das Lager besteht schon seit mehreren Jahren“, und er zeigte mir dabei einen scheelen Blick.

Ich blieb sofort stehen. In Jahren also wird das Warten vor dem geschlossenen Stadttor gemessen? Das hatte mir Galim bisher verschwiegen. Wut kochte in mir hoch. Ich hätte ihn beschimpfen mögen, hielt mich aber so sehr zurück, dass nur ein Winseln aus meiner Kehle drang. Ich kämpfte die Wut nieder und musste gar lachen dabei. Mein linkes Auge schmerzte und tränkte, doch sah ich auch einäugig, wie mein Lachen Galim blinzeln ließ.

„*Ich verfluche dieses Warten vor der Stadt!*“ Habe ich das laut gesagt? Ich musste meine Worte mäßigen, es sei denn, sie dröhnten ausschließlich in meinem Kopf.

Galim zuckte mit den Schultern, ließ seine Lider träge über die Augäpfel gleiten und gab einen Laut von sich, um damit auszudrücken, meine Reaktion sei wohl nicht weiter von Belang. Dann setzte er den Rundgang fort, und ich folgte ihm.

3. Die haltlos hellen Tage dehnten sich wie Schwebefeu-er hin. Die Sonne brannte auf die wartenden Leiber, die Häute toter Schlangen, das gelbe Gras und die Steinpisten.

Im sinkenden Abendlicht wurde der Schatten der Stadtmauer schwer. Galim schaute durch mich hindurch und atmete ruhig. Ich hingegen holte hastig Luft. Tagsüber setzte sich meine Geduld oft aus Augenblicken unterschiedlicher Ungeduld zusammen, die nicht auszuhalten gewesen wären, hätte nicht stets einer den andern abgelöst. Wir wussten nicht, was gewesen war, was der Fall war, was kommen würde. Wir wussten bloß, dass es die Stadt gab und zwar hinter dieser Mauer. Das Warten erdrückte mich, machte meinen Atem kurz. Die Augen zugeklebt von Blendlicht und Staub. Wir warteten. Nichts gesehen von der Stadt außer das über uns emporragende Gemäuer. Wir warteten. Mein Körper bewegte sich im Rhythmus der heißen Tage und kalten Nächte. Wir warteten. Wir warteten auf Einlass in die Stadt. Wie lange noch? Das Warten schenkte uns Zeit und nahm uns Zeit. Ich fühlte mich ausgeglüht, denn die geschenkte Zeit war nicht dieselbe wie die genommene. Als fehlte uns im Warten gerade die Zeit zum Warten. Und die Geduld wurde mehr und mehr zum Beutetier einer kranken Hoffnung.

Galim und ich aßen Gerstenbrei und tranken Tee mit Kondensmilch, als kurz vor Hereinbrechen der Nacht ein Neuling erschien. Immer wieder hatten wir Neuankömmlinge zu Gesicht bekommen, einige in Gruppen zusammengesgeschlossen, andere auf eigene Faust unterwegs. Diesmal war es ein hoch gewachsener Einzelgänger mit geschwollenen Augen und markanter Nase. Die Konturen seines Körpers wirkten wie gestochen. Kein Leichtfuß, sagte ich mir. Er wankte vor Erschöpfung. Bei sich trug er

ein ausgebleichtes Zelt und eine Tasche. Wer weiß, wo und wann er aufgebrochen war, um auf lottrigen Lastern durch die Wüste zu kurven, inmitten einer Gruppe von Migranten, deren Augen nur Pupillen waren, die Lippen aufgesprungen. Würde ich seinen Weg zurückverfolgen, ich stieße auf Übergangsheime an Stadträndern, Baracken, Wachtürme von Lagern, umgeben von Stacheldrahtzäunen, und Menschenschlangen bei der Essensausgabe. Jetzt schaute der Eingetroffene fragend in unsere Richtung, schwenkte die Hand zum Gruß und rief heiser: „*Bon soir, M'sieurs. Je suis Youssou.*“ Galim und ich nickten und winkten zurück. In der Dämmerung verteilte und sammelte sich sein Körper wie ein Wesen aus dem Zwielicht des Aberglaubens. Soll sich dieser Youssou einen Platz suchen und warten. Dort stehen oder hocken oder hin und her gehen oder sein Zelt aufstellen und Feuer machen und Rauch einatmen und Tee trinken und warten. Während wir zuschauen, wie er nach links schaut, nach rechts schaut, auf die schwarze Mauer schaut, aufs geschlossene Tor schaut, wie auch er wartet, geduldig, so wie auch wir warten.

4. Die Wochen verlängerten unser Dahindämmern in der Hitze vor der Stadt, dehnten das blinde Warten, verstärkten die Unentschlossenheit bis zur Erschöpfung. Jeder Morgen war wie herausgerissen aus der Zeit und schien weit aufzuklaffen für irgendwelches Unheil. Gewohntes und Banales bekamen eine geheime Bedeutung. Und so sahen Galim und ich dem gelben Lastwagen, als er nach der Abgabe der Lebensmittel das Lager verließ, lange nach, bis der Staub sich gelegt hatte, bis der Lärm des Mo-

tors weg war, und das Lager wieder allein im Geräusch des Windes dalag. Meine Augen waren mittlerweile durch das Warten so verändert, dass sie fahle Fotos machen konnten. Wenn ich es zuließ, wurde, was sich in meinem Blickfeld zeigte – der gelbe Lastwagen, die Mauer der Stadt –, der Rückseite meiner Augenlider aufgedruckt, wo es dann ein, zwei Stunden säumte. In dieser Zeit brauchte ich nur die Augen zu schließen, und der gelbe Lastwagen trat als Bild nochmals hervor, jedoch als Glimmbild. Warum mich das Bild des wegfahrenden Lasters beunruhigte, war mir in diesem Moment noch nicht klar.

Wenige Tage später wusste ich, warum.

Es fing mit den Hühnern an, sodann griff es auf die Ziegen und Schafe über, und bald blieben auch die Hunde und Esel mit aufgeblähten Bäuchen und von sich gestreckten Beinen im Staub auf dem Boden liegen. Schließlich waren die Kinder und Jugendlichen und die Alten an der Reihe. Sie begannen zu fantasieren und konnten sich, röchelnd und speichelschäumend, nicht mehr von ihren Liegestellen erheben. Das Sterben begann. Im Lager herrschte Verzweiflung. Ein heilloses Durcheinander.

Eines Morgens kurz nach Tagesanbruch ballten und blähten sich Wolken am Himmel und verfärbten sich. Zunächst war da ein Grau, das allmählich ins Gelbliche überging, und zuletzt schob sich eine rote Wand den Horizont hoch, die sich über die Gegend zu wölben begann. Ringsherum glitt alles ins Konturlose, als unser Nachbar Youssou aus seinem Zelt kroch und stöhnend davor liegen blieb. Ich ging zu ihm hin, beugte mich hinunter und erkannte, dass Youssou auf der Flucht war. Ich merkte es an seinem kurzen Atem und sah es an seinen Fäusten, an

den geschlossenen Augen, die das Staub-Rot dieses Morgens nicht mehr sehen wollten.

Galim kam mit zwei Männern aus dem Lager. Wir standen um Youssou herum und schauten ihn ratlos an. Galim zwang ihn, etwas Tee aus einer Flasche zu trinken, dann trugen wir ihn auf einer aus Zeltstangen gefertigten Bahre in die Nähe des Brunnens, wo ein Gemeinschaftszelt für die Kranken errichtet worden war. Dort lagen Kinder, Halbwüchsige und Alte auf ihren Matten. Die Augen der Kinder, Augen, die nicht mehr sehen, sondern da sind, gesehen zu werden. Die Angehörigen begannen leise zu singen, aber die meisten Kranken waren schon zu weit weg. Sie schienen die Bittgesänge nicht mehr zu hören. Die Luft im Zelt war süß und beizend scharf zugleich. Einige knieten bei den Sterbenden und bettelten, um von ihnen wenigstens noch einen Blick zu erhaschen. Sie bettelten um ein Zeichen, dass die Sterbenden sie nochmals erkannten.

Wir wendeten Youssou auf einer Matte von der Bauch- in die Rückenlage, und Galim wischte ihm den Schweiß vom Gesicht. Wir versuchten alles, damit er trinke, und taten alles, um ihn am Leben zu erhalten. Aber Youssou stieß alle Tabletten und jede Nahrung zurück, so wie einer auf der Flucht jedes Hindernis aus dem Weg räumt. Dann sahen wir, wie er seine Augen öffnete, seine Pupillen aber aufhörten, auf Licht zu reagieren, um sich zu starren Kreisen von Schwärze zu weiten. Da verspürte ich Mitleid mit ihm und schämte mich gleichzeitig, dass wir ihm nicht mehr helfen konnten.

In den Gesichtern der Angehörigen stand der Schmerz über das Leid der Sterbenden, der Kummer über die vergeudeteten Tage, Wochen, Monate vor der Stadt, wenn

nicht Jahre. Trauer über den Tod der kleinen Schwester und über die Flucht der Zeit, die zu nichts mehr diente. Trauer über den Tod des Geliebten, Verzweiflung über das geraubte Leben, über die Kinder, die nie geboren würden. Es war, als würde die Zeit nutzlos durch die Menschen hindurch rinnen. Leben wollten sie, wo sie nie gewesen waren. Hier, wo sie starben, da wollten sie nicht hin.

Die Zahl der Toten war groß, obschon viele versuchten, das Lager mit ihren Wohnmobilen, Pickups, Jeeps oder meist zu Fuß zu verlassen. Doch oft kamen sie nicht weit. Leer die Augen, hohl die Wangen. Misslungene Flucht der Beine, der Rippen, der Haut. Sie starben auf den Pisten der Wüste in erstickender Hitze. Da lagen sie kadaverstarr im Staub.

Auf einem Steinhügel legten wir ein Gräberfeld an. In Tücher eingewickelt, wurden die Toten dorthin getragen und in Mulden begraben, die anschließend mit Steinen bedeckt wurden, damit wilde Hunde die Toten nicht ausgrüben. Als die Kräfte schwanden, bedeckten wir die Toten nur noch mit einer Schicht Sand, in der Hoffnung, ein Sandsturm würde sie tiefer begraben. Dann kam ein heißer Wind auf. Er brachte ein Schrillen, als wäre die Zudringlichkeit der Helle hörbar geworden. In immer heftigeren Böen wehte er Flugsand heran. Die Lastwagen blieben seit Bekanntwerden der ersten Todesfälle aus, weil sich die Fahrer vermutlich vor Ansteckung fürchteten. So gingen die Vorräte an Nahrung und Benzin selbst in den noblen Wohnpavillons rasch zur Neige. Die Männer mit den Gewehren waren verschwunden, ohne dass jemand ihren Abzug bemerkt hatte und wusste, wohin sie gezogen waren. Auch Madame Mireille und ihre Familie hatte ich nirgends mehr gesehen.

Mir wurde immer klarer, dass wir alle, einer nach dem andern, hier vor der Stadt sterben würden. Nicht am Staub des Wartens, sondern durch diesen tückischen Tod. Und wenn wir irgendwann eine lange Zeit als Tote hinter uns hätten, wären unsere Knochen immer noch aufgerichtet und würden weiterhin warten. Die Gebeine wären Zeichen des Wartens nach der Art treuer trauriger Hunde.

5. Es kam der Tag, da ich einen Druck in den Schläfen spürte. Der Wind legte sich, und ich sog dankbar die frische Luft ein, die dem Wind folgte. Dann bemerkte ich, wie Galims Blick fiebrig war.

„Zieh weiter“, sagte er mit schwacher Stimme, „und lass mich hier zurück.“

„Kommt überhaupt nicht in Frage“, erwiderte ich. „Wir gehen zusammen!“

Langsam wie kranke Tiere, die sich erheben, suchten wir das Nötigste und den Rest schmerzstillender und fiebersenkender Tabletten zusammen. Jeder Gedanke, jede Bewegung bereitete mir Kopfschmerzen. Wenigstens litt ich nicht an Halluzinationen. Aber ich rechnete mit ihrem Einsetzen. Mit blubbernden Wasserschläuchen brachen wir auf, der Mauer entlang. Im Blendlicht schleppten wir uns vorwärts, immer der Mauer entlang, an die oft meterhoher Flugsand geweht war. Hier ist sie, die Mauer. Wo ist sie? Wir wankten in der sengenden Sonne dahin, der Sonne hinter der Sonne, die uns auf Schädel und Nacken prallte, in den Gliedern schmerzte und bis in die Tiefen unserer Körper brannte.

Die Wolken übernahmen die Farbe vom laugenartigen Rand des Himmels, und in der Ferne glitzerten immer

wieder trügerische Teiche. Manches Mal flimmerte in der Heißluft der Weite eine Ansammlung von Häusern und Gärten, während sich auf der Piste die Kadaver von Wildhunden mehrten.

Schwalle von Hitze wallten durch unsere Körper. Wir schlurften nebeneinander her. Zwischen den Atemzügen stieß Galim klägliche Laute aus. Und die Schleifschritte meiner Füße wurden noch unsicherer. Was ist das? Was schlägt da Wellen unter meinen Fußsohlen? Ich taumelte. Die Hitze zog sich in mir zusammen, presste meine Eingeweide aufeinander, rieb die Knochen aneinander. Jedes Kopfhaar wurde zu einem in den Schädel getriebenen Nagel, und im Magen schlug eine Schlange um sich.

Wir teilten uns den Rest an Medikamenten, mieden nun die Sonne bei Tag und nutzten die Kälte bei Nacht. So staksten wir durch mondhelle Leere, immer der Mauer entlang. Eine Stelle war wie die andere. Nur durch die Bewegung wussten wir, dass es uns gab.

Tagsüber herrschte horrende Helle. Das Sonnengeflimmer stockte bei mehr als 45 Grad, geriet zum allseitigen Gleißeln, das kaum noch Schatten zuließ. Mit pochendem Schmerz zwischen den Schläfen saßen wir rücklings an die Mauer gelehnt und ruhten unter einem Sonnendach, das wir jeweils im Morgengrauen aus Zeltplanen und Stangen notdürftig errichteten. Die Augen glasig, die Kleider schmutzig, die Blicke auf nichts geheftet. Die Hitze drückte, der Atem war nur noch ein Hecheln. Wann werden wir verdursten? Die Wassersäcke leerten sich. Wo ist ein Brunnen? Ich begann mir das Ende zu ersinnen, bei jeder Übelkeit, die mich überkam, den Tod, diesen Wartenden in uns: meinen eigenen, geliebten und doch verabscheuten Tod. Warten als Kom-

menlassen des Todes? Bald konnte ich den Brechreiz nicht mehr niederkämpfen. Erschöpft stemmte ich mich hoch, torkelte einige Meter, lehnte mich mit den Händen gegen die Mauer und befreite mich von der grünen Galle. Alles kam hoch, hoch und raus. Mein Magen entleerte sich. Die rissige Erde sog die Pfütze ein. Sie verfärbte sich und bildete über Steinsplintern einen dünnen Schaum. Ich hob kurz den Kopf und schaute in einen hässlichen Himmel. Sofort vergaß ich ihn wieder und taumelte zu Galim unters Sonnendach zurück. Zurückkriechen, als schwämme ich durch meinen Schweiß, durch Staub und Dreck. Ich sah, wie Galim die Lippen im Selbstgespräch bewegte. Ich erwartete, dass nun bald jener Film anlief, der mir mein Leben noch einmal vom Ende bis zu seinem Beginn vorführen würde. Ein wenig tröstete mich das Geräusch der Aluminiumfolie, als ich eine dicke Pille aus ihrem Kokon drückte, sie wie eine Made auf meine Zunge legte und mit einem Schluck Wasser hinunterspülte. Eine weitere Pille war für Galim, dem das Schlucken Mühe bereitete.

6. In den Nächten trieb uns der Wind voran. Böen sprangen uns rücklings an wie Lufthunde. Mauer, Piste, Steinhügel, die Toten, alles vermengte sich, wurde zu Lichtwirbeln in der Nacht und verflüchtigte sich. Es war mir, ich hätte mein bisheriges Leben mit schwindlichem Kopf erfunden. Alles stürzte in mir zusammen, langsam zwar, aber mit dem Gefühl, da sei keine Umkehr. Ich zerfiel, wurde schrundig. Ich taumelte und torkelte dahin. Galim erging es ebenso, wenn nicht schlimmer. Eine Ohnmacht wäre gütig. Schlafend sterben, den Leib in den

Sand, in die Erde zurückkehren lassen. Ich war leer, jeglichen Verlangens beraubt, des geringsten Wunschs, etwas zu sagen oder zu tun. Erinnerungen stießen gegeneinander und mischten sich. Bilder von früher oder jüngste Eindrücke: weiße Tischtücher, tintenblaue Teppiche, schwarze Sessel, braune Haare, helle Haut, glimmende Blicke, graue Mauern, gelbe Steppenerde. Alles wurde grell. Alles in rasender Folge: Laute, Töne, Bilder durchdrangen mich, und es fiel mir immer schwerer, mich vorwärts zu schleppen. Nach einem Schwindelanfall ging ich im Krebsgang, hielt die Augen geschlossen. Ich wollte Galim zu Hilfe rufen, doch meine Stimme versagte.

Die Kehle ausgetrocknet. Der Magen ausgedörrt. Die Glieder schwer, zu Boden gedrückt. Ich treibe einem Etwas entgegen. Einem Geschehen, das ich nicht wahrhaben will, vor dem ich mich fürchte. Ich weiß nicht, warum. Da öffnet sich ein ödes Feld. Mir scheint, es ist weder Tag noch Nacht. Ich sehe meine Mutter, die Mutter meiner Jugendzeit. Sie lächelt. «Gehen wir in die Stadt?», fragt Mutter. Da ist aber keine Stadt. Ich frage sie: «Wo ist die Stadt?» Nach einer Weile wiederhole ich meine Frage: «Wo ist die Stadt?», doch ich bekomme keine Antwort. Meine Mutter ist weg. Allein bleibe ich zurück. Ich bin noch bei Sinnen, da merke ich, wie überall Maden sind. Maden mit Nadelmäulern, die sich auf mich zu bewegen, die sich durch meine Haut, mein Fleisch bohren, durch Sehnen, Adern, Knochen, um das Mark meiner Knochen zu fressen. Es ist grauenvoll. Das Wüten der Maden will nicht enden. In meiner Qual höre ich eine Stimme, eine helle Stimme. Sie fragt mich: „Was wünschst du?“

„Nimm mir die Schmerzen!“ , schreie ich.

Da wird mir mit Haken der Mund aufgerissen und feuriges Eisen in den Rachen gegossen, sodass es mir Gedärm und Eingeweide durch den After hinausreißt. Ich sacke ab. Ich bin am Ende. Nun höre ich wieder die helle Stimme, diesmal von weit weg. Sie klingt heiter und dünn wie ein Lachen, ein fernes Lachen, das sich immer mehr in ein tiefes Lachen wandelt, ein Gurren erst, das dröhnender wird, bis es zum Chor eines Gelächters anschwillt. Es ist, als schalle etwas vom Lachen meines Vaters auf, nur gelöster und lockerer. Es wird zum Lachen, das mich überschäumt. Die Öde gerät in Schwingung. Das Lachen quillt aus den Schatten. Allmählich verebben die Wellen des Lachens. Immer ferner klingt es. Und wie ich auch horche, das Lachen kehrt nicht mehr zurück. Ich schlafe, ich wache. Galim erscheint und verschwindet, ist plötzlich da und dann wieder weg. Ich bin auf einer Halde, die sich fächerförmig hinzieht. Ich kreise in einem Raum, wo alles eingeebnet ist, alles ohne Belang.

7. Ich litt nicht mehr. Ich atmete regelmäßig. Jede Bewegung endete in einem Zucken. Mein Kopf wurde leichter. Mein Körper entspannte sich. Ich war wach, lag flach auf dem Boden und wartete. Ich lag nicht da wie einer, der unterwegs ist und zufällig hier liegt, sondern als wäre ich mit der Stelle, auf der mein Körper jetzt lag, emporgewachsen, von langen Jahren geschwächt. Etwas Abgestorbenes war an mir. Ich lag da in meiner Erschöpfung und jenem Film aus Schweiß, Schmutz und Schlaflosigkeit, der sich wie eine Schicht zwischen meinem Gesicht und der Luft befand. Ich glaubte, gleichzeitig die Kälte der Nacht zu fühlen oder vielmehr jetzt der Däm-

merung, die ich selber in mir entwickelte. Galims Gesicht erschien mir, seine Augen. Galim mit eindringlichem und doch verschleiertem Blick, der auf einem Hügel verweilen konnte, einen Landstrich absuchte, Wolken am Himmel. Ein Gesicht ohne Falten, von merkwürdiger Heiterkeit.

Felix Buehren, geboren 1959 in Basel (Schweiz). Aufgewachsen mit einem Großvater aus dem Südtirol. Studium der Betriebswirtschaftslehre. Arbeitete über Jahre in der Abwehr von Geldwäsche, ist als Compliance Officer tätig; lebt in der Nähe von Zürich und schreibt literarische Texte, die er in Anthologien veröffentlicht.